

Werkstattgespräch

Reden wir über das Schreiben

Ein Werkstattgespräch über Literatur und Kritik, über Einsamkeit und das Internet zwischen den Kritikern Iris Radisch und Ijoma Mangold und den Autoren Juli Zeh, Thomas Hettche und Clemens Setz.

Von Iris Radisch, Ijoma Mangold, Juli Zeh und Clemens Setz

Aus der ZEIT Nr. 41/2012 4. Oktober 2012 

Ijoma Mangold: In den späten neunziger Jahren gab es einen großen Trend in der deutschen Literatur: die neue Lust am Erzählen, wie es damals hieß. Spannende Plots, lebensnahe Stoffe sollten die als verkopft empfundene deutsche Gegenwartsliteratur wiederbeleben. Dieses Programm ist zwar nie ausdrücklich verabschiedet worden, trotzdem haben wir das Gefühl: Diese Zeit ist vorbei. Niemand muss heute mehr wie Raimund Carver schreiben.

Thomas Hettche: Da muss ich grinsen. Mir scheint, hinter dieser Forderung verbarg sich vor allem eine Sehnsucht der Literaturkritik selbst – nach mehr Glamour! Man wollte endlich eine Literatur besprechen aus der großen Welt, mit schnellen Autos und Swimmingpool. Meine Beobachtung ist auch, dass das gerade wieder dreht. Es gibt nun eine andere Sehnsucht der Kritik, diesmal nach dem Experiment, nach der Avantgarde. Mein Verdacht ist, dass es eine Sehnsucht nach Reinheit ist. Wenn man erlebt, wie das so alle 20 Jahre hin- und herpendelt, wird man gelassen. Im Grunde sind doch solche Positionen für die meisten Schriftsteller [<https://www.zeit.de/thema/schriftsteller>] ganz unwichtig. Aber ich bin schon gespannt, welches Experimentalgenie nun bald ausgerufen werden wird.

Clemens Setz: Haben Sie Experimentalgenie gesagt?

Hettche: Ja. Experimentalgenie.

Setz: Ich war ja nie zu Hause in diesen Kommentierwelten. Aber ich bin zu Hause in Graz [<https://www.zeit.de/thema/graz>], und das hat eine eigene Erzählung

über sich selbst. Wenn man zu schreiben beginnt in dieser Stadt, sind die ersten Leser immer Grazer. Und da heißt es dann gerne: Das ist aber nicht mehr so experimentell wie damals. Und damals meint: Peter Handke, Wolfgang Bauer, Werner Schwab und so weiter. Man vermisst das Formzertrümmernde, das Betrunkene, das Wildtorkelnde dieser Zeit. Wenn wir das nicht einhalten, sind wir antitraditionell. Wenn man hingegen heute formzertrümmernd schreibt, dann macht man exakt dasselbe, was vorher gemacht wurde.

Iris Radisch: Ich habe die letzten beiden Jahrzehnte oft als einen literarischen Generationenkampf wahrgenommen. Das Noch-nicht-erwachsen-Sein hat die jüngeren Autoren ungemein okkupiert. Die alten Autoren bestimmten die Agenda, und die jungen waren mit dem Jungsein beschäftigt. Hatten Sie es so schwer, sich durchzusetzen?

Juli Zeh: Als ich anfang zu veröffentlichen, hatte ich den Eindruck, ich gehörte zu den ersten jungen Autoren, die wirklich ernst genommen werden.

Hettche: Ja, bei Ihrem Erscheinen auf der literarischen Bühne hatte ich auch den Eindruck, das ist eine Generation, die ist viel professioneller, als wir es zu Beginn waren. Meine Generation, also Thomas Kling, Marcel Beyer, Durs Grünbein und so weiter, hat sich wohl tatsächlich noch in einem grundsätzlich kritischen, man könnte auch sagen: pubertären Verhältnis zum öffentlichen Raum empfunden. Juli Zeh [<https://www.zeit.de/thema/juli-zeh>] nehme ich wahr als eine im Umgang mit ihrer Öffentlichkeit ungemein professionelle Autorin.

Radisch: Und zwischen Ihnen liegen zehn Jahre Altersunterschied.

Zeh: In diesen zehn Jahren hat sich enorm viel verändert. Von uns wurde diese Professionalität einfach erwartet.

Mangold: Und vielleicht mehr als das. Die deutsche Literatur wurde plötzlich zu einer ökonomischen Größe, Verlage konnten von ihr leben und zahlten hohe Vorschüsse.

Ein Abend. 14 Podcasts

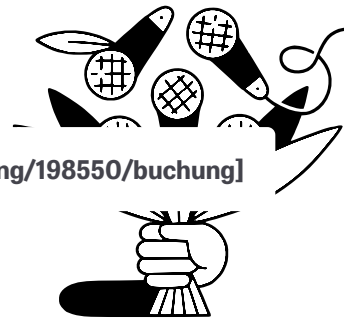
Der erste ZEIT Podcast Club

»Verbrechen«, »Das Politikteil«, »OK,
America?«, »Nur eine Frage« und viele mehr:
Beim ZEIT Podcast Club treffen unsere
Podcasthosts in einem großen Medley
aufeinander.

**Samstag, 1. November 2025 / silent green,
Berlin**

Jetzt Tickets kaufen [<https://doo.net/veranstaltung/198550/buchung>]

Datenschutzhinweis [<https://datenschutz.zeit.de/zon>]



Zeh: Plötzlich wurde Schriftsteller ein richtiger Beruf. Als ich studiert habe, war Schriftsteller noch kein Beruf. Wenige konnten davon leben. Schriftsteller kam als wählbarer Beruf in meinem Weltbild gar nicht vor. Dann gab es plötzlich junge Autoren, die sich als Vollblutschriftsteller definierten.

Hettche: Während mir andererseits junge Autoren heute oft sagen: Ihr hattet es damals gut, Ihr wurdet noch als Schriftsteller im alten Sinn angesehen, bei euch geht es noch um ein literarisches Werk, wir werden nur noch wahrgenommen in unseren medialen Effekten.

Setz: Darf ich Sie mal etwas fragen? Als Sie anfangen zu schreiben, haben Sie da jemals gedacht, dass Ihre Tätigkeit als Schriftsteller nur eine vorübergehende Sache ist, dass das bald nicht mehr möglich sein wird?

"Früher war der Autor eine Figur aus einer anderen Welt"

Hettche: Nein. Ich dachte, die literarische Welt, in die ich da hineinschreibe, ist ewig. Und eigentlich denke ich das natürlich immer noch.

Setz: Ich denke das nicht. Ich denke, dass das schon in ein paar Jahren kein Mensch mehr braucht, was ich schreibe. Es gibt so wahnsinnig viel, was man lesen, womit man seine Zeit verbringen kann. Da ist das, was ich mache, befristet. Ich meine das gar nicht kokett.

Mangold: Es gibt ja die alte Vorstellung, die Literatur sei ihre Zeit in Begriffe gebracht. Das ist für Herrn Hettche immer noch selbstverständlich gegeben.

Hettche: Ja. Literatur ist eines der zentralen Erkenntnismittel dieser Welt.

Zeh: Und wenn man daran nicht glauben würde, könnte man das Schreiben auch sein lassen.

Mangold: Aber viele Leute sagen, unsere komplexe Wirklichkeit werde durch andere Medien viel besser dargestellt.

Zeh: Und wenn schon. Es gibt doch keinen Erkenntniswettkampf. Ich glaube nicht, dass wir bedroht sind von anderen narrativen Formen, ganz im Gegenteil. Dass so etwas Schwieriges wie die amerikanische Serie *The Wire* [<https://www.zeit.de/kultur/film/2010-11/the-wire-dvd>] einen solchen Erfolg hat, zeigt doch

nur, dass unsere Sehnsucht nach großen und gesellschaftlich relevanten Erzählungen nach wie vor da ist. Und ob die durch einen Roman [<https://www.zeit.de/thema/belletristik>] oder eine Fernsehserie erfüllt wird, ist eigentlich egal.

Radisch: Gibt es trotz der Uferlosigkeit all dieser großen Herausforderungen, die unsere Gegenwart bereithält, das Gefühl, es gibt etwas, das wirklich nur Sie jetzt machen können, etwas, das Ihnen niemand abnehmen kann?

Hettche: Für mich ist es tatsächlich dieses Ding: das Buch. Sein Wunder ist, dass der Leser mit ihm in ein exklusives, nichtvernetztes Gespräch treten kann. Meine Arbeit findet statt zwischen meinem Kopf und dem Kopf des Lesers. Da hängt nicht Google dran, da hängen nicht Musik und Kommentarfunktionen dran. Diese Einsamkeit [<https://www.zeit.de/thema/einsamkeit>] auf beiden Seiten, der des Autors und des Lesers, die Konzentration auf einen Text, der endlich und abgeschlossen ist, das ist das, was wir haben und was bleiben wird.

Zeh: Das kann ich unterschreiben.

Setz: Ein Kopf macht ein Buch, und dieses Buch wird dann vor einen anderen Kopf gehalten. Das ist eine zauberhafte, magische Situation. Ich glaube, es gibt noch immer eine Rolle, die ein Schriftsteller erfüllen kann. Er ist derjenige, der sich mit seinen Obsessionen umgeben kann. Jemand, der sich ohne Auftrag mit seinen Dingen befasst, nach denen er süchtig wird, in die er hineinfällt und in denen er dann eine Tiefe erreicht, in die sich sonst niemand verlaufen würde. Das ist eine Figur, die man braucht. Viele Menschen möchten wissen, dass es so jemanden gibt.

Zeh: Diese Figur, die Sie beschreiben, könnte bald sogar noch relevanter werden als Sehnsuchtsfigur. Je mehr Leute das Gefühl haben, von dieser stark vernetzten Öffentlichkeit aufgesogen zu werden, desto mehr wächst die Sehnsucht nach dieser Vertiefung.

Hettche: Das ist die Hoffnung. Wobei ich allerdings den Eindruck habe, dass die Leser sich den Autor mehr und mehr als Dienstleister wünschen. Man hat als Autor einen Service zu leisten.

Mangold: Was für einen Service?

Hettche: Den Service der Erzählung beispielsweise. Früher war der Autor eine Figur aus einer anderen Welt, ob der nun gerochen oder gestottert hat, war erst einmal egal. Heute gibt es eine Umkehr der Beweispflicht. Der Autor muss beweisen, dass er kompatibel ist.

Zeh: Das klingt sehr böse. Ich sympathisiere nicht mit dem Autor, der sich einfach nur hinsetzt und schon eine Sensation darstellen will. Aber inwieweit begreift ihr Literaturkritiker euch eigentlich auch als Trendsetter? Denkt ihr von Buch zu Buch? Oder macht ihr auch Literaturpolitik?

Mangold: Es gibt keine strategisch abgesprochenen Aktionen. Aber es ist immer so mit allen Zeittendenzen, dass sie im Rücken der Subjekte entstehen. Jede einzelne Rezension versucht sich doch so hochzujazzen, dass sie nicht nur über den Einzelfall eines Buches spricht, sondern über Wohl und Wehe der ganzen Literatur.

Radisch: Außerdem ist es ja nicht unser Bestreben, den Markt nur schön proportional abzubilden. Unsere Auswahl ist eine Wertung. Sie ist natürlich Literaturpolitik.

Setz: Die Popliteratur war vielleicht der erste Versuch, sich dieser Politik zu entziehen. Die Popautoren haben sich untereinander kommentiert und getroffen.

Mangold: Der soziale Erfolg der Popliteratur war eine Entmachtung der kritischen Klasse.

Hettche: Was dann zu pophysterischen Auswüchsen der Kritik führte, die plötzlich Sehnsucht hatte, selbst beim Rave dabei zu sein und am Glamour zu partizipieren.

"Wir erwarten von der Kritik kommentierende Literatur"

Radisch: Die Barrieren zwischen Literatur und Kritik liegen seither sehr viel niedriger, wenn sie nicht schon ganz gefallen sind.

Hettche: Vor allem muss sich der Kritiker in der prekären Lage der Medien heute viel stärker als früher selber als Marke verstehen. Ich finde, man merkt der Literaturkritik schon die Lebensangst der Kritiker an. Die eigene Karriereförderung durch ständige Aufmerksamkeitsgenerierung für sich selber, das macht die Kritik erst seit ungefähr fünfzehn Jahren auf eine traurige Art und Weise.

Radisch: Einerseits sagen Sie, dass Literatur und Kritik mehr und mehr zu bloßen Dienstleistern werden, andererseits bescheinigen Sie den Literaturkritikern eine üble Neigung zu Profilierungsneurosen. Was erwarten Sie eigentlich von uns?

Setz: Wir erwarten von der Kritik kommentierende Literatur. Wenn sie brillant geschrieben ist, darf sie sogar vernichtend sein. Das darf man eigentlich nicht laut sagen. Aber bei mir ist es so. Literaturkritik sollte die Welt heller, rätselhafter, lebendiger, merkwürdiger machen.

Mangold: Interessant ist doch: Hier sitzen fünf Menschen, die von der Literatur und möglicherweise für die Literatur leben. Und immer betonen wir die Eigensinnigkeit der Literatur. Dabei hat dann aber vieles, wovon wir sprechen, mit der Beschreibung von Rollenhaftigkeit zu tun.

Zeh: Man muss sehr stark trennen zwischen der Schreibsituation und allem, was geschieht, sobald das Buch erschienen ist.

Hettche: Und das sehen Kritiker oft nicht. Sie sehen nur die jeweilige Rolle des Autors in der Öffentlichkeit und versuchen, sie mit den Texten in Deckung zu bringen. Das sind aber zwei Seinszustände.

Zeh: Niemand wacht morgens auf und denkt: Ich bin eine politisch engagierte Autorin. Oder: Ich bin ein ästhetikverliebter Elfenbeinturmbewohner. Genau wie andere Menschen tun Schriftsteller einfach das, was ihrer Persönlichkeit entspricht.

Hettche: Seit 25 Jahren nimmt mich die Kritik als eher theoretischen Autor wahr. Dabei kreist mein Schreiben seit dem ersten Buch im Innersten um die Frage, wie man einen Leser mit einer Erzählung so gefangen nehmen kann, dass er bezaubert ist.

Radisch: Aber ist nicht selbst das Innerste eines Autors auch Teil einer Inszenierung?

Zeh: Keineswegs. Ich trete nicht schreibend vor das Publikum. Sondern erst danach.

Hettche: Ein Beispiel: Ich tue mich sehr schwer damit, journalistisch zu schreiben. Irgendwann riet mir ein sehr erfolgreicher Journalist: Hettche, Sie brauchen eine Rolle dafür, Sie müssen sich eine Sprechposition ausdenken, dann geht es schneller. Und das stimmt. Nur ist genau das für mich beim literarischen Schreiben völlig uninteressant. Im Gegenteil: Es geht darum, beim Schreiben ganz nackt und bloß zu sein.

Radisch: Wie kommen Sie eigentlich an Ihren Stoff?

Setz: Bei mir ist es sehr einfach, ich kann mich jahrelang nur mit etwas befassen, das von selbst immer wieder in mir auftaucht. Ich kann zum Beispiel abends im Dunkeln eine halbe Stunde still dasitzen und mich in eine Sache hineinbohren. Manchmal sind das Dinge, zu denen man eine große Distanz hat, die mir aber einmal wahnsinnig nah waren. Ein gutes Beispiel ist mein Tinnitus, ein Dauerklingeln, das ich habe, seit ich dreizehn bin. In den ersten Jahren ist man da nah am Selbstmord, so schrecklich ist das. Irgendwann, nach sieben, acht Jahren, entscheidet sich das Gehirn, dass das nicht mehr interessant ist. Ich leide jetzt nicht mehr daran, kann aber darüber schreiben, wie es ist, daran zu leiden.

Radisch: Aber bei Ihnen, Frau Zeh und Herr Hettche, kommen die Stoffe nicht so sehr aus den eigenen Innenwelten?

Zeh: Woher sonst? Man sucht Stoffe nicht. Einen Stoff suchen ist Schreibkrise.

Hettche: Es hat schon zu tun mit der Zeit, in der man lebt. Zugleich aber muss jeder Versuch, in diesem zeitgenössischen Sinn strategisch sein zu wollen, literarisch scheitern.

"Ich glaube, das Gravitationszentrum hat sich verschoben"

Radisch: Im Augenblick ist wieder sehr stark ein Drang zu den großen gesellschaftlichen Stoffen zu beobachten. Das aktuellste Beispiel ist der Bertelsmann-Roman von Rainald Goetz.

Hettche: Ja, und dieser Roman ist für mich ein hochinteressantes Beispiel für den Anspruch, einen Stoff literarisch zu vermitteln, und ist auch in seinem Scheitern noch tausendmal aufregender als die vielen gehäkelten Romane, die diesen Anspruch gar nicht erst haben: Welt und Erzählung in aller Komplexität in Deckung zu bringen. Es ist eben kein Roman über Middelhoff, obwohl er erkennbar auftaucht. Literatur verwandelt, im besten Fall, zur Kenntlichkeit.

Mangold: Man erwartet von der Literatur ein gewisses Gegenwartsgefühl. Wir wollen unsere eigene Zeit im Roman begreifen. Was ist Ihr Gegenwartsgefühl?

Zeh: Abstrakt ist das schwer zu benennen. Aber im literarischen Schreiben realisiert sich der Zeitgeist ganz automatisch.

Hettche: Ja. Literatur ist ein Mechanismus, der die Zeit in einer Weise versammelt, die freier ist als andere Weisen, im besten Fall freier von ideologischer Verstellung. Und das geschieht jenseits unserer eigenen Fähigkeiten, selbst zu verstehen, was wir tun, und zugleich nur, wenn wir mit aller Energie zu verstehen versuchen. Das ist wie eine Kippfigur von Schwäche und Allmacht.

Zeh: Und es waltet das Moment des Zufalls, also anders als in der Geschichtsschreibung, die die Deutung immer schon in die Beobachtung integriert. Wir versuchen nicht schreibend eine große Frage zu beantworten. Deswegen können wir ideologiefrei sein. Der Zufall ist das subversive Element, das Ideologie zerstört.

Radisch: Das klingt sehr entspannt. Könnte diese Entspannung auch damit zu tun haben, dass es keine Kämpfe mehr gibt um literarische Positionierung, um literarische Schulen?

Hettche: Ich glaube, das Gravitationszentrum hat sich verschoben. Wir gucken alle auf das Ökonomische unseres Betriebes. Während die ästhetischen Positionen früher auf einem kulturellen Markt um Aufmerksamkeit konkurriert haben, konkurrieren heute die Bücher um die Auflagenzahlen.

Radisch: Aber es wäre doch immer noch denkbar, um die Legitimität bestimmter ästhetischer Auffassungen zu streiten?

Hettche: Ich denke, wir haben die Erfahrung gemacht, dass jede Meinung, die sich durchsetzt auf dem Markt, Auflage und Geld bedeutet. Das korrumpiert von vornherein all die ästhetischen Debatten, die Sie im Feuilleton so gerne anzetteln möchten.

Zeh: Niemand stellt sich mehr auf die Kanzel und sagt: So ist es.

Mangold: Selbst die Politik hat sich längst auf die Redeform geeinigt, es sei alles zu komplex, um wirklich zu wissen, was wahr und richtig ist.

Radisch: Daraus entsteht eine ungeheure Unverbindlichkeit des subjektiven Meinens.

Zeh: Stimmt schon, ich vermisse ein bisschen das große Theater, den Grabenkampf.

Mangold: Diese Art der Bandenbildung hat den Literaturbetrieb früher so lustig und abenteuerlich gemacht.

Hettche: Aber dafür sind Sie doch mitverantwortlich, weil Sie sich mit den Autoren ihrer Generation nicht mehr grundsätzlich solidarisch erklären. Stattdessen sagen Sie: Mal gucken, heute bist du gut, morgen vielleicht nicht mehr. Früher gab es eine Art von Pakt, der darin gründete, dass man in einer Generation eine gemeinsame Perspektive auf die Welt und ihre literarische Gestaltung teilte. Doch dieser Pakt ist aufgekündigt worden, und zwar von Ihnen.

Radisch: Herr Hettche schreibt in seinem neuen Essayband: "Erst jetzt ist die Kultur dabei zu verschwinden, die Thomas Mann schon an ihrem Ende sah." Wir sind gerade dabei, sehr viel an der Garderobe abzugeben auf dem Weg in ein neues Zeitalter.

"Das Web ist vor allem das Lagerfeuer, um das man sich versammelt"

Hettche: Herr Setz hat es gesagt. Er weiß nicht, ob er für das, was er macht, morgen noch einen Raum findet.

Zeh: Aber es ist sehr langweilig, wenn sich der Kulturbetrieb immerzu selber als aussterbende Art definiert. Darin liegt auch eine Eitelkeit, die die persönliche Biografie mit der Weltgeschichte verwechselt.

Setz: Es gibt so viele Schwellen. Ich weiß nicht, ob sich Menschen jemals nicht vor einer Schwelle oder hinter einer Schwelle empfunden haben. Was ich als sehr einschneidend empfinde, ist, dass ich heute alles, was ich sehen möchte,

auch sehen kann. Jede erotische Fantasie ist garantiert schon irgendwo im Internet. Deswegen mache ich mir die Mühe, mir etwas auszudenken, was garantiert niemand ins Internet stellt.

Radisch: Aber wo nun wirklich ganz sicher kein Stein auf dem anderen bleiben wird, ist in der Verlagsbranche. Es wird möglicherweise bald keine Buchläden und Verlage mehr geben.

Zeh: Warum sollte es keine Verlage mehr geben? Der Verlag ist ja nicht die Druckerei. Das, was wir in Deutschland haben, die Möglichkeit, dass so viele Autoren von der Literatur leben können, ist übrigens etwas höchst Ungewöhnliches. Es wäre gewiss nicht wünschenswert, dass sich das ändert. Aber die Literatur wird so oder so davon nicht untergehen.

Hettche: Dieses Argument finde ich perfide. Ich möchte daran erinnern: Der moderne Roman entwickelte sich zu seinem ganzen Reichtum und seiner Großartigkeit erst, als es seinen Autoren möglich wurde, von ihren Büchern zu leben.

Mangold: Und das materielle Buch? Wie wichtig ist Ihnen das?

Zeh: Mir persönlich ist es wichtig, aber es gibt Leute, die sagen, das brauchen sie nicht – und das kann ich akzeptieren. Der Text funktioniert ohnehin im Kopf.

Radisch: Wird das nicht doch die Sache selbst verändern, wenn Bücher nur noch im Netz stehen?

Hettche: Es ist doch auffallend, dass erzählerisch im Netz nichts Neues geschieht. Das Web ist vor allem das Lagerfeuer, um das man sich versammelt. Ich befürchte, das ständige Gequatsche an diesem Lagerfeuer ist kein besonders guter Rahmen für Literatur.

Radisch: Ich habe das Gefühl, dass sich auch die gedruckte Literatur durch das Internet verändert. Es gibt einen Mut zur Hässlichkeit. Im letzten Houellebecq gab es nicht mehr einen schönen Satz.

Mangold: So schön wie in Karte und Gebiet hat er noch nie geschrieben!

Radisch: Aber die romantische Idee von der Literatur als letzter Zelle des Authentischen ist dahin.

Setz: Dann ist sie jetzt einfach die letzte Zelle, mehr nicht.